

# Georges Duby

# Die drei Ordnungen

**Das Weltbild des Feudalismus**  
**suhrkamp taschenbuch**  
**wissenschaft**

suhrkamp taschenbuch  
wissenschaft 596

Am Anfang von Dubys Buch steht eine banale Feststellung: daß nämlich das Gesellschaftsmodell des Feudalismus die Menschen in drei Ordnungen mit drei verschiedenen Funktionen einteilt. Hiervon ausgehend entwickelt Duby seine Fragen, die da lauten, wie es zur Ausbildung dieses Weltbildes kam, warum es in den zwanziger Jahren des 11. Jahrhunderts formuliert wurde und warum seine Schöpfer zwei Bischöfe, Adalbero von Laon und Gerhard von Cambrai, waren. Duby schreibt die Geschichte einer Idee bzw. Ideologie, die Geschichte der Idee der trifunktionalen Gesellschaft, und er untersucht, warum gerade dieses System aus einer Vielzahl latenter Strukturen ausgewählt wurde.

Der so gesetzte Anspruch reicht über eine geistesgeschichtliche Ideengeschichte weit hinaus. Die von Duby aufgeworfenen Problemstellungen lassen sich nur mit Blick auf die politischen und ökonomischen Verhältnisse des Feudalismus zureichend lösen. Freilich hält sich das Buch in wohlthuender Distanz von jener eindimensionalen materialistischen Mechanik, die Ideologie als bloßen Reflex gesellschaftlicher Machtpositionen begreift. Marxens Satz von der Idee, die zur materiellen Gewalt werden kann, demonstriert Duby eindrucksvoll an seinem Gegenstand.

Duby zeigt, wie die Ideologie der Trifunktionalität aus einer ursprünglich intendierten antifeudalen Konzeption zum die Feudalordnung stützenden System umgebaut wird, um dann zwei Jahrhunderte später mit der Renaissance der Monarchie und dem Triumph der Bischöfe in der zweiten Kirchenreform wiederum ihrem ursprünglichen Zweck zu dienen. (Ralf-Peter Märtin)

Georges Duby  
Die drei Ordnungen

Das Weltbild  
des Feudalismus

Übersetzt von  
Grete Osterwald

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:  
*Les trois ordres ou l'imaginaire du féodalisme*  
© Editions Gallimard Paris 1978

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

3. Auflage 2016

Erste Auflage 1986  
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 596  
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1981  
Suhrkamp Taschenbuch Verlag  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany  
Umschlag nach Entwürfen von  
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt  
ISBN 978-3-518-28196-3

## INHALT

Vorwort .....	7
DAS UNTERSUCHUNGSFELD .....	9
OFFENBARUNG .....	25
I. Erste Aussagen .....	27
II. Gerhard von Cambrai und der Frieden .....	39
III. Adalbero von Laon und die königliche Mission ..	73
IV. Das System .....	91
GENESE .....	97
I. Hierarchie .....	103
II. Eintracht .....	108
III. Ordnungen .....	112
IV. Funktionen: Beten und Kämpfen .....	116
V. Die ternäre Struktur .....	123
Dudo von Saint-Quentin .....	126
Abbo von Fleury .....	132
Mächtige und Arme .....	140
Die Engländer .....	151
VI. Himmlische Beispielhaftigkeit .....	168
ÄUSSERE BEDINGUNGEN .....	183
I. Die politische Krise .....	187
II. Die konkurrierenden Systeme .....	193
Die Ketzerei .....	194
Der Gottesfrieden .....	201
Der Kluniazenserorden .....	208
III. Die feudale Revolution .....	219
EKLIPSE .....	249
I. Die Zeit der Mönche .....	251
II. Fleury .....	268
Helgaud .....	268
Andreas .....	273
III. Cluny .....	283
Radulf Glaber .....	283
Der Kreuzzug und was darauf folgte .....	291

IV. Die neuen Zeiten .....	302
V. Letzter Glanz des Mönchtums .....	319
VI. In der Schule .....	339
Die Meister von Laon .....	347
Hugo von St. Viktor .....	353
Honorius Augustodunensis .....	362
VII. Im Dienst der Fürsten .....	375
Galbert von Brügge .....	377
Johannes von Salisbury .....	383
 WIEDERKUNFT .....	 391
I. Der endgültige Aufbruch .....	393
Die drei Ordnungen .....	393
Johannes von Marmoutier und Stephan von Fougères .....	406
Im Umkreis von Heinrich Plantagenet .....	413
II. Die Ritterschaft .....	423
Anordnungen .....	423
Vorrangigkeit .....	436
III. Pariser Widerstände .....	446
IV. Widersprüche des Feudalismus .....	465
Das Geld .....	465
Die soziale Angst .....	472
V. Die Übernahme .....	485
Die Kunst der Liebe .....	486
Bouvines .....	498

## VORWORT

Im Dezember 1970 nahm ich meine Lehrtätigkeit in Paris auf und bemühte mich, einen Kreis von Forschern um mich zu versammeln. Jacques Le Goff unterstützte mich dabei. Das Seminar nahm Gestalt an. Wir entschieden uns gemeinsam, über das Bild der trifunktionalen Gesellschaft in ihren ursprünglichen Ausdrucksformen nachzudenken. Drei Jahre lang drehten sich die Einwände und Diskussionen – in dieser Gruppe wie auch in jener, die unter meiner Leitung in Aix-en-Provence weiterarbeitet – um dieses Problem. Es waren fruchtbare Diskussionen. Im März 1973 erklärte Georges Dumézil sich einverstanden, daß wir ihm unsere Schlußfolgerungen in einer abschließenden Sitzung darlegten. Ich habe versucht, die zerstreuten Ergebnisse der Untersuchung zu verbinden, sie zu ordnen und zu ergänzen; so entstand dieses Buch. Ich habe mich sorgfältig bemüht, die jeweiligen Autoren der wichtigsten Beiträge kenntlich zu machen. Doch ich konnte nicht jeden nennen, der, manchmal nur mit einem einzigen Satz, diesen oder jenen Punkt des dunklen Feldes erhellt hat. Sie selbst werden wiedererkennen, was dieses Werk ihnen verdankt. Ich möchte ausdrücklich betonen, daß es in weiten Teilen ihres ist.

*Beaurecueil, Juli 1978*



# Das Untersuchungsfeld



*»Die einen sind eigens zum Dienst Gottes bestimmt; die anderen zur Erhaltung des Staates durch die Waffen; noch andere, ihn zu nähren und ihn durch die Übungen des Friedens zu bewahren. Dies sind unsere drei Ordnungen oder Generalstände von Frankreich, der Klerus, der Adel und der Dritte Stand.«*

Dies ist eine der einleitenden Äußerungen, mit denen das *Traité des Ordres et Simples Dignitez* beginnt, welches der Pariser Charles Loyseau im Jahr 1610 veröffentlichte; ein Werk, das auf der Stelle Anklang fand, für äußerst nützlich gehalten und während des 17. Jahrhunderts immer wieder neu aufgelegt wurde. Diese Worte definieren die gesellschaftliche Ordnung – das heißt die politische Ordnung –, das heißt die Ordnung schlechthin.<sup>1</sup> Drei »Stände«, drei festgelegte, stabile Kategorien, drei hierarchisch gestaffelte Unterteilungen. Wie in der Schule, in jener Modell-Gesellschaft, in der das Kind lernt, ruhig und brav dazusitzen, in Rang und Glied zu bleiben, zu gehorchen, sich zu klassifizieren – die Klasse: die Großen, die Mittleren, die Kleinen: der erste, der zweite, der »dritte« Stand. Oder vielmehr drei »Ordnungen« – ganz offensichtlich ist dies das Wort, das Loyseau vorzieht. Die höchste zum Himmel gewandt, die beiden anderen zur Erde, alle drei darum bemüht, den Staat zu unterstützen, wobei die mittlere Ordnung für Sicherheit sorgt, während die untere die beiden anderen ernährt. Drei sich ergänzende Funktionen also. Eine trianguläre Solidarität. Ein Dreieck: eine Basis, eine Spitze, und vor allem jene Ternarität, die auf geheimnisvolle Weise ein Gleichgewichtsgefühl vermittelt.

Denn als Loyseau etwas später, auf Seite 53 der Ausgabe von 1636, auf den Adel zu sprechen kommt, sagt er sehr wohl, daß dieser soziale Verband in sich verschieden ist, daß sich mehrere Schichten und Grade überlagern, daß hier alles eine Frage des Rangs, des Vorrangs ist, daß es manchmal Leute gibt, die sich darum schlagen, wer der erste ist, der die Schwelle überschreitet,

1 A. d. Ü.: Der französische Begriff »ordre« wird im vorliegenden Text gemeinhin im Sinne des lateinischen »ordo« benutzt und hier durchgängig mit »Ordnung« übersetzt, außer wenn es sich um religiöse Orden bzw. Ritterorden handelt oder um den militärischen Befehl; »état« wird mit »Stand«, »État« mit »Staat« und »conditio« mit »Stellung« wiedergegeben. Weiterhin soll vermerkt sein, daß es bei den Zitaten in diesem Werk fast immer um die Wiederkehr bestimmter Begriffe geht und sie daher, um der terminologischen Einheitlichkeit willen, auch dann neu übertragen werden, wenn schon deutsche Fassungen vorliegen. Poetische Formulierungen werden in Anmerkungen im französischen Original zitiert.

sich niederläßt, den Vordermann spielt. Loyseau möchte auch in diese Komplexität Ordnung bringen. So beschließt er, die vielen Grade in drei Abteilungen aufzuteilen. Warum drei? Keine Tradition, kein Brauch, keine Autorität zwingt an dieser Stelle zur Dreiteilung. »Weil«, sagt Loyseau, »die vollkommenste Teilung die Teilung in drei Arten ist.« Die vollkommenste: um nichts anderes geht es. Um Vollkommenheit. Das Wichtigste ist, in dem Gewirr, den Unordnungen der sublunaren Welt die Achsen einer harmonischen und vernünftigen Konstruktion zu erkennen, die den Absichten des Schöpfers zu entsprechen scheint.

Wenn die Dreiheit der Generalstände oder Ordnungen eine unerschütterliche Grundlage darstellt, auf die sich die Monarchie des Ancien Régime stützen sollte, so deshalb, weil die Verschachtelung des ternären Gefüges, in welches sich die sozialen Beziehungen einschreiben, selbst in globale Strukturen integriert ist: die Strukturen des gesamten sichtbaren und unsichtbaren Universums. Loyseau behauptet dies in einer ausführlichen Einleitung. Dieser Prolog darf nicht als Bravourstück verstanden werden. Er ist wesentlich. Er liefert die Rechtfertigung.

»Es muß schon Ordnung in allen Dingen sein, sowohl um der Schicklichkeit als auch um ihrer Führung willen.« Auf daß jedes »Ding« in seinem Rang sei und sie alle regiert würden. Sehen wir uns die Hierarchie der Geschöpfe mit ihren drei Stockwerken an. Ganz unten die unbelebten Wesen: sie sind offensichtlich nach dem Grad ihrer Vollkommenheit klassifiziert. Über allem anderen die »himmlischen Wesen«, die Engel: sie befinden sich, wie wir wohl wissen, in einer unbeweglichen Ordnung. Zwischen den beiden die Tiere: Gott hat sie alle den Menschen untertan gemacht. Was diese letzteren betrifft – denn sie sind Gegenstand des *Traktats*: sie leben, da sie die Freiheit haben, zwischen Gut und Böse zu wählen, in geringerer Beständigkeit; doch »sie können nicht ohne Ordnung überleben«; also müssen sie regiert werden. Dies ist die Hauptidee, die Idee einer »Führung« und folglich einer notwendigen Unterwerfung. Den einen sind die anderen untertan. Die letzteren müssen gehorchen. Hier greift Loyseau zu einem militärischen Vergleich; er spricht von den »Ordern«, den Befehlen, die erlassen, die vom Regiment an die Kompanie und dann an die Schwadron weitergegeben werden, und die unbedingt ohne Zögern und

Murren auszuführen sind. Die Disziplin ist die Stärke der Armeen. Sie ist auch die Stärke des Staates. Sie erzeugt die Dauerhaftigkeit der Welt.

Nun verlangt aber die Disziplin Ungleichheit. *»Wir können nicht in einer Gleichheit der Stellungen miteinander leben; daher besteht die Notwendigkeit, daß die einen befehlen und die anderen gehorchen. Diejenigen, die befehlen, haben mehrere Ordnungen, Ränge und Grade.«* Die Ordnung kommt von oben. Sie verbreitet sich über den hierarchischen Weg. Die Staffellung der Grade gewährleistet ihre Expansion. *»Die Herren der Obrigkeit befehlen alle, die ihres Staates sind, indem sie ihren Befehl an die Großen richten, desgleichen die Großen an die Mittleren, die Mittleren an die Kleinen«* (wie man sieht, bildet sich unter den Vertretern der herrschaftlichen Macht ganz von selbst eine ternäre Hierarchie, die der alleinigen Autorität des Herrschers untersteht) *»und die Kleinen an das Volk. Und das Volk, das ihnen allen gehorcht«* (an dieser Stelle müssen wir die wahre Trennungslinie ganz genau unterscheiden: die Trennungslinie zwischen den »Kleinsten« unter denen, die befehlen, und dem gesamten Volk, das stumm gehorchen muß; zwischen denen, die einen Grad besitzen, und dem Haufen; zwischen dem Staatsapparat und den – guten oder schlechten – Untertanen) *»ist wiederum in mehrere Ordnungen oder Ränge geteilt, auf daß es in denselben jeweils Übergeordnete gibt, die den Magistraten Rechenschaft ablegen über ihre Ordnung, und desgleichen die Magistraten den Herren der Obrigkeit. Mittels dieser vielzähligen Teilungen und Unterteilungen entsteht aus mehreren Ordnungen eine Generalordnung«* (hier ist die Wende, die zu den drei Funktionen führt) *»und aus mehreren Ständen ein wohlgeordneter Staat, in dem gute Harmonie herrscht, Gleichklang und eine Korrespondenz der Beziehungen von ganz unten bis ganz oben, so daß durch den Befehl schließlich eine mannigfaltige Ordnung zur Einheit gereicht.«*

Nach dieser Theorie beruht die Ordnung auf der Pluralität der Ordnungen, auf einer Verkettung binärer Beziehungen, bei der einer Befehle erteilt, die ein anderer ausführt oder weitergibt. Neben diese anfängliche Behauptung tritt eine andere, die weniger evident ist: daß diese Kette unwiderstehlich zur Ternarität neigt, daß die drei Funktionen, das heißt die drei »Ordnungen«, wie Klammern über ihre zahllosen Glieder greifen.

Weshalb? Wie? Ehrlich gesagt, auf geheimnisvolle, auf jeden Fall aber unerklärte Art und Weise. Ist sie deshalb unerklärlich? An dieser Stelle des Diskurses öffnet sich eine Kluft. Der so um Beweisführung besorgte Loyseau versucht gar nicht erst, die Notwendigkeit dieser Klammern aufzuzeigen. Er stellt schlicht und einfach fest: die einen sind eigens zu diesem Amt bestimmt, die anderen zu jenem und noch andere zu einem dritten. Die Trifunktionalität kommt von selbst. Sie liegt in der Ordnung der Dinge.

Allerdings merkt Loyseau genau, daß er das Postulat, auf dem er das ganze *Traktat* aufbaut, noch mit einem zusätzlichen Argument stützen müßte. Am Schluß des Prologs fügt er daher einen lateinischen Text aus dem *Decretum* von Gratian hinzu, »den letzten Kanon der fünfundneunzigsten Unterscheidung«. Als er schreibt, ist dieser Text – er ahnt es nicht, oder macht zumindest nicht den Eindruck, es zu ahnen – mehr als tausend Jahre alt. Es ist die Präambel eines Briefes, den Papst Gregor der Große im August 595 an die Bischöfe von Chilperichs Königreich richtete, in dem er sie auffordert, das Primat des Bischofs von Arles in Angelegenheiten der Kirchendisziplin anzuerkennen.<sup>2</sup> »Die Vorsehung hat verschiedene Grade (gradus) und unterschiedliche Ordnungen (ordines) errichtet, auf daß, sofern die Geringeren (minores) den Höheren (potiores) Ehrerbietung (reverentia) bezeugen und die Höheren die Geringeren mit Liebe (dilectio) belohnen, aus der Vielfalt wahre Eintracht (concordia) und Verbundenheit (contextio: das Wort erinnert ganz konkret an ein Gewebe) entsteht. Die Gesamtheit (universitas) könnte in der Tat keinesfalls überleben, würde sie nicht bewahrt durch die globale Ordnung (magnus ordo) der Verschiedenheit (differentia). Daß die Schöpfung nicht in Gleichheit regiert werden kann, solches lehrt uns das Beispiel der himmlischen Heerschaaren: es gibt Engel und es gibt Erzengel, die offenbar nicht gleich sind, denn die einen unterscheiden sich in der Macht (potestas) und in der Ordnung (ordo) von den anderen.« Darin ist alles enthalten. Es ist zwar keine Erklärung der Trifunktionalität. Aber wenigstens ihre Rechtfertigung. Weil zwischen Himmel und Erde eine Homologie besteht, spiegeln die Anordnungen der menschlichen Gesellschaft zwangsläufig die einer vollkommeneren

<sup>2</sup> Ep. 54, PL 77, S. 785-87.

Gesellschaft wider; auf unvollkommene Art reproduzieren sie die Hierarchien, die Ungleichheiten, welche die Gesellschaft der Engel in Ordnung halten.

Es ist ganz natürlich, daß ich das *Traité des Ordres* am Anfang einer Untersuchung über das trifunktionale Modell zitiere. Überraschender ist eher, dort auch folgende Äußerung zu finden: Es gibt nur »drei Wege für den jungen Mann, den des Priesters, den des Bauern und den des Soldaten . . . Den religiösen Stand, weil er auf einem höheren und reineren Grad die Summe der Tugenden des Soldaten schon einschließt . . . Die Bestellung des Bodens, weil sie dem Menschen durch den dauernden Kontakt zur Natur und ihrem Schöpfer die Tugenden der Ausdauer, der Geduld und der Beharrlichkeit im Bemühen einschärft, welche ihn naturgemäß zu dem auf dem Schlachtfeld notwendigen Heldenmut führen«. Drei »Stände« (das Wort kommt vor), drei Funktionen (die gleichen: Gott dienen, den Staat durch die Waffen erhalten, dem Boden Nahrung abgewinnen), die auf die gleiche Art hierarchisch gestaffelt sind. Die Formulierung allerdings ist nicht ganz identisch. Sie enthält eine Präzisierung – diejenigen, die Loyseau »die einen und die anderen« nennt, werden hier als »Männer« definiert, als männliche Erwachsene; das Weibliche ist von derartigen Klassifizierungen ausgeschlossen – und zwei Unterschiede. Hier ist nicht von »Ordnungen« die Rede, sondern von »Wegen«, die gewählt werden, Berufungen – die allerdings wiederum Grade darstellen, denn ein und dasselbe Individuum könnte oder sollte nacheinander erst den dritten, dann den zweiten und schließlich den ersten Weg einschlagen und sich, indem es im Lauf seines Lebens der Reihe nach alle drei Missionen erfüllt, fortschreitend von der Erde zum Himmel, von der »Natur« zu ihrem »Schöpfer«, »erheben«. Es sind also die Grade einer fortschreitenden Vollkommenheit, einer fortschreitenden »Läuterung«. Eine Stufenleiter der Tugenden: dieser Diskurs ist weniger politisch als moralisch; in Wirklichkeit schlägt er eine Askese vor. Andererseits aber sind diese drei Wege nicht die einzigen. Es sind nur die guten. Über die anderen wird in diesem manichäischen Diskurs kein Wort verloren. Sie werden verdammt. Ein ganzer Teil der sozialen Welt wird verflucht, verworfen, für nichtig erklärt. Es wird proklamiert, daß nur der Priester, der Krieger und der

Bauer nicht abtrünnig sind, daß nur sie dem Ruf Gottes folgen. Dadurch entsteht die enge Übereinstimmung zwischen der Äußerung Loyseaus und dieser, die viel jünger ist; sie ist in einem Werk zu lesen, das 1951 in Paris erschien: *Notre beau métier de soldat, suivi d'un Essai de portrait moral du chef* von M. de Torquat.

Nun ergibt sich aber ein sehr ähnliches Bild der vollkommenen Gesellschaft aus zwei Sätzen, die wie ein Echo klingen; zwei lateinischen Sätzen, die sich folgendermaßen übersetzen lassen:

1. »Dreifach also ist das Haus Gottes, das man eines wähnt: hier auf Erden beten (orant) die einen, andere kämpfen (pugnant), und noch andere arbeiten (laborant); diese drei gehören zusammen und ertragen nicht, entzweit zu sein; derart, daß auf der Funktion (officium) des einen die Werke (opera) der beiden anderen beruhen, indem alle jeweils allen ihre Hilfe zuteil werden lassen.«

2. »Er zeigte auf, daß das Menschengeschlecht von Anbeginn der Welt in drei geteilt war, die Männer des Gebets (oratoribus), die Bauern (agricultoribus) und die Krieger (pugnatoribus); er lieferte den offenkundigen Beweis, daß ein jeder wechselseitig Empfänger eines gegenseitigen Dienstes ist.«

Also wieder drei, die gleichen drei Funktionen und ähnlich verbunden. Doch dieses Mal stammt die Proklamation aus der Tiefe der Zeiten. Sie wurde sechshundert Jahre vor Loyseau, neunhundertfünfzig Jahre vor M. de Torquat, in den zwanziger Jahren des 11. Jahrhunderts von Adalbero, dem Bischof von Laon, und Gerhard, dem Bischof von Cambrai, verkündet.

Mit der Gegenüberstellung dieser Texte verfolge ich die Absicht, deutlich zu machen, daß ein bestimmtes Bild der gesellschaftlichen Ordnung in Frankreich ein ganzes Jahrtausend Bestand hatte. Die Dreiecksfigur, über der sich im Geiste der Bischöfe des Jahres tausend der Traum von einer einzigen und dreifältigen Gesellschaft erhob, einer Gesellschaft als Ebenbild jener Gottheit, die sie erschaffen hatte und sie richten wird – diese Figur, in der ein Austausch gegenseitiger Dienste die Vielfalt der menschlichen Handlungen in die Eintracht zurückführt, unterscheidet sich in der Tat nicht von jener, die unter der Herrschaft

Heinrichs IV. dazu diente, die Theorie der Unterwerfung des unter dem Joch der absoluten Monarchie einkasernierten Volkes auf eine Symbolik zu gründen, welche mit den ersten Fortschritten der Humanwissenschaften schon bald wieder in Frage gestellt werden sollte; an manchen Orten, die sicher immer seltener werden, denen aber noch nicht alle Lebenskraft genommen ist, klammert sich die Nostalgie einer erneuerten Menschheit, die endlich gereinigt wäre von dem zweifachen, dem weißen und dem roten Eiter, den die Großstadt absondert, die sowohl vom Kapitalismus als auch von der Arbeiterklasse befreit wäre, noch heute an diese Dreiecksfigur. Dreißig, vierzig aufeinanderfolgende Generationen haben sich die soziale Vollkommenheit in Form der Trifunktionalität vorgestellt. Diese Vorstellung hat jedem Druck der Geschichte widerstanden. Sie ist eine Struktur.

Eine Struktur, die eingebettet ist in eine andere, tiefere, umfassendere, einhüllende Struktur, in jenes ebenfalls trifunktionale System, das in den Werken von Georges Dumézil so wunderbar aus den Denkweisen der indo-europäischen Völker herausgearbeitet wird. Es gibt drei Funktionen, die in zahllosen geduldig gesammelten Texten, vom Indus bis hin nach Island und nach Irland, immer wieder auftauchen. Die erste verkündet im Namen des Himmels eine Regel, das Gesetz, das, was zur Ordnung zurückführt; die zweite dagegen zwingt schonungslos und mit Gewalt zum Gehorsam; die dritte schließlich ist die der Fruchtbarkeit, der Gesundheit, der Fülle und der Lust, jene Funktion, welche die »Übungen des Friedens«, von denen Loyseau spricht, zur Vollendung bringt. Die Beziehung zwischen diesen drei Funktionen und den drei »Ordnungen« Loyseaus, den drei »Wegen« M. de Torquats, den Priestern, Kriegerern und Bauern der Bischöfe von Cambrai und Laon, ist evident. So evident, daß diese Feststellung uns nicht weiterbringt. Sie hilft allenfalls, die Untersuchung, deren Ergebnisse in diesem Buch dargelegt werden, besser abzugrenzen.

Dort, wo Denken und Sprache zusammenfließen, gibt es, eng verbunden mit den Strukturen der Sprache (ich sage bewußt Sprache – denn es waren Linguisten, die das Dreieck der Funktionen im schriftlichen Diskurs entdeckten; und man muß zugeben, daß es nicht leicht ist, eine ähnliche Ternarität in jenen symbolischen Ausdrucksweisen ausfindig zu machen, die sich

keiner Worte bedienen), eine Form, eine Art, die Welt zu denken und über sie zu sprechen, eine bestimmte Art, den Einfluß des Menschen auf diese Welt in Worte zu fassen – und genau das ist die Trifunktionalität, die Georges Dumézil uns lehrt: drei Konstellationen von Tugenden, mit denen Götter und Helden begabt sind. Seine Anwendung findet dieses Instrument der Klassifikation naturgemäß, wenn es darum geht, irgendein Kriegsoberhaupt, einen Herrscher oder eine Geliebte nicht mehr durch Riten zu zelebrieren, sondern durch die Panegyrik. Über diesen Umweg wird das trifunktionale Modell gemeinhin vom Himmel auf die Erde übertragen, vom Traum ins wahrhaftige Leben: es dient dazu, das Loblied auf ein Individuum zu organisieren; in zahllosen realen oder fiktiven Biographien hat es reichlich Spuren hinterlassen. Völlig außergewöhnlich ist dagegen, daß dieses System explizit auf das gesellschaftliche Ganze projiziert wird. Die »dreiteilige Ideologie«, von der Georges Dumézil stets gesprochen hat als von »einem Ideal und zugleich einem Mittel, jene Kräfte zu analysieren und zu interpretieren, die für den Lauf der Welt und das Leben der Menschen sorgen«<sup>3</sup>, konstituiert das Gerüst eines Wertsystems. In den Gefilden des Mythos, des Epos oder der Schmeichelei wird sie ganz offen eingesetzt; gewöhnlich aber bleibt sie latent, unformuliert; sie zeigt sich nur sehr selten im Sinne einer Proklamation dessen, was die Gesellschaft, die Ordnung, das heißt die Macht, sein sollte. Nun dienen aber alle Sätze, die ich zitiert habe, der Untermauerung von Proklamationen eben dieser Art. In besagten Sätzen spielt die Trifunktionalität die Rolle eines Rahmens für die ideale Aufteilung der Menschen. Sie verstärkt normative, imperative Reden, die zum Handeln aufrufen, zur Transformation, zur Restauration, oder aber die beruhigen, rechtfertigen. Die Trifunktionalität, von der ich spreche, steht im Dienst einer Ideologie, im Dienst einer »diskursiven polemischen Formation, mittels derer eine Leidenschaft versucht, einen Wert zu realisieren, indem sie eine Macht über die Gesellschaft ausübt.«<sup>4</sup> Das Problem liegt darin, daß kein anderes, als das Bild der drei Funktionen unter allen möglichen einfachen, ebenso brauchbaren Bildern ausgewählt wurde. «Der menschliche Verstand wählt immerfort unter seinen latenten Reichtümern aus. Wes-

3 G. Dumézil, *Mythes et épopées*, Paris 1968, Bd I, S. 15.

4 G. Baechler, *Qu'est-ce que l'idéologie?*, Paris 1976.

halb? Wie?» Diese Frage formuliert Georges Dumézil<sup>5</sup> selbst. Als Historiker will ich sie etwas erweitern, indem ich noch zwei Fragen hinzufüge: Wo? Wann?

Die erste Frage umgehe ich, indem ich das Untersuchungsfeld begrenze. Ich habe es auf jene Region beschränkt, in der die zitierten Äußerungen zur Sprache kamen: Frankreich – ja, ich bleibe sogar in einem noch engeren Raum, in Nordfrankreich, dessen politische, soziale und kulturelle Struktur sich lange Zeit stark von jenen Landschaften unterschied, die südlich von Poitou, Berri und Burgund liegen. Mir scheint in der Tat, daß man die Beobachtung der ideologischen Systeme innerhalb einer kulturell und sozial homogenen Formation durchführen muß, um methodologisch sauber arbeiten zu können; das gilt ganz besonders, wenn man versucht, die sie betreffenden Transformationen zu datieren. Ich werde besagten Raum daher nicht ohne zwingende Gründe verlassen. Er mag sehr klein erscheinen. Doch wohlgermerkt ist er privilegiert: er ist eine Provinz, die sich literarisch als besonders fruchtbar erweist und in der die fränkische Monarchie ihre Wurzeln geschlagen hat.

Das sind günstige Voraussetzungen, denn zum einen offenbart sich die Form, die Art und Weise, zu klassifizieren, sich einzuordnen, deren frühe Geschichte ich erforschen will, in erster Linie durch die Literatur; und zum anderen hängt sie eng mit dem Begriff der Souveränität zusammen.

Bleibt das eigentlich historische Problem, das der Chronologie. Innerhalb des derart abgegrenzten Raumes habe ich versucht, alle Spuren einer auf der sozialen Trifunktionalität beruhenden Ideologie zu sammeln und zu datieren: Die schriftlichen Spuren. Unser einziges Material, das obendrein einigermaßen beschädigt ist. Sobald man sich vom Gesichtskreis der Gegenwart entfernt, stellt sich heraus, daß ein riesiger Teil dessen, was geschrieben wurde, unwiederbringlich verlorengegangen ist: was bleibt, stammt fast ausschließlich aus der feierlichen, offiziellen Schrift. Dem Historiker stehen für seine Fragen stets nur Trümmer zur Verfügung, und diese wenigen Bruchstücke gehören fast alle zu Monumenten, die von der Macht errichtet wurden; alle Spontanitäten des Lebens entgehen ihm, aber auch alles Volkstümli-

<sup>5</sup> G. Dumézil, *Les dieux souverains des Indo-Européens*, Paris 1977, S. 210.